# Die Braut des Dogen.

Novelle

von

Dora.

# Die Braut des Dogen.

Novelle

von

Dora.

Als Manuscript gedruckt.

Wien.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek.

1899.

A-357020

DS 2019-2408

Ihrer lieben Großmama

zum

30. August 1899.

Vom nahen Meere kam ein frischer, salziger Hauch, kräuselte die Flut des Giudecca-Canals, brach sich an der Mauer des Dogenpalastes und strich schmeichelnd über die Stirne des Mannes, der an einem der breiten Fenster lehnte.

Mitternacht war längst vorüber; durch die Stille der Nacht zitterte es wie der leise Athem der schlafenden Stadt.

Selten glitt eine Gondel über den Canal; die lässigen Ruderschläge des müden Gondoliers bewegten kaum das Wasser, und der wohlbekannte Zuruf klang traumverloren wie der Schrei eines Schlafenden.

Nur der Mann dachte noch nicht ans Schlafen. Er hatte das Fenster geöffnet und sog mit heißen Zügen den kühlen Athem der freien Adria ein. Die kräftige, stolze Gestalt hob sich schwarz aus dem Dunkel, nur das weiße, bartlose Gesicht leuchtete matt daraus hervor. Es war ein noch jugendliches Antlitz, von schwarzem krausen Haar umrahmt, mit breiter Stirne und dunklen, schwärmerischen Augen. Ein herber Zug um den Mund ließ es älter erscheinen und gab dem jungen Gesicht etwas Selbstbewusstes.

Wohl berechtigt war der tiefe Ernst, der aus diesen Zügen sprach, denn der einsame Träumer war der neuerwählte Doge Venedigs, den nur noch wenige Stunden von dem Augenblick trennten, in dem Herrlichkeit und Verantwortung der neuen Würde auf seine jungen Schultern gelegt werden sollten. Zu alt, um die Wichtigkeit des Augenblicks und die Schwierigkeit

seiner Stellung zu verkennen, zu jung, um schmerzlos auf die selige Ungebundenheit der Jugend zu verzichten, hatte er sich in die Nacht geflüchtet, um von seinem früheren Leben wehmüthigen Abschied zu nehmen.

Er war in strenger Abgeschlossenheit erzogen worden, er hatte viel gelernt und wenig vom Leben gesehen. Schon als Knabe hatte ihn die geheimnisvolle Unendlichkeit des Meeres angelockt; als Admiral an der Spitze einer stolzen Flotte Länder und Meere zu durchziehen und Venedigs siegreiches Banner in entfernten Colonien aufzupflanzen, — das war der Traum seiner Jugend gewesen. Nun beriefen ihn der Adel seiner Geburt und frühe rühmliche Thaten zur See auf den Stuhl des Dogen. Schwierige Staatsgeschäfte erwarteten ihn, die ihn wenig lockten, aber voll jubelnder Sehnsucht übernahm er die Herrschaft über das Meer, die ihm als strahlendes Geschenk dargebracht wurde.

Deshalb sah er auch voll freudiger Erwartung der Ceremonie des nächsten Tages entgegen: seiner Vermählung mit dem Meere.

Das Herz klopfte ihm mächtig, wenn er an den Augenblick dachte, der ihn symbolisch mit dem geliebten Element vereinigen sollte.

Weit beugte sich Marco über die Brüstung und schaute lange in das schwarze Wasser. Der Himmel war dunkel, nur einzelne Sterne schimmerten durch die zerrissenen Wolkenschleier, unten gähnte die Flut ebenso endlos und geheimnisvoll wie der Himmel darüber.

Marco fuhr sich mit der Hand über die Augen, eine schwere Müdigkeit lähmte ihn, er mußte sich frisch erhalten für den Tag. So gieng er zögernd in's Zimmer zurück, ohne das Fenster zu schließen und warf sich auf sein Lager.

Er konnte lange nicht einschlafen, er hörte so deutlich das Plätschern des Wassers, und wirre Bilder wechselten in seinem

aufgeregten Geist. Er sah sich als Kind am Strande stehen und tolle Figuren in den Dünensand zeichnen oder schimmernde Muscheln sammeln. Er sah sich zum erstenmal auf einer Barke die Wellen durchschneiden und hörte sein kindliches Jubeln, wenn der weiße Schaum ihm Gesicht und Arme bestäubte. Dabei kehrten seine Gedanken immer wieder zu der bevorstehenden Feier zurück. Endlich wurden die Bilder undeutlicher, und er fiel in einen unruhigen Schlummer.

Nach und nach wurde es vor seinen Augen weiß und wogend. Das Zimmer füllte sich mit Nebel und rieselnden Tropfen. Mächtige Wasserwogen kamen zum Fenster herein geflutet und sprühten feinen, silbernen Gischt umher; der sammelte und formte sich und bildete eine wundersame Frauengestalt. Ihr meerblaues Gewand umfieng schwer und feucht die zarten Glieder, aus dem schwarzen Haar lösten sich helle Tropfen und rieselten über den weißen Nacken herab. Sie trug ein schimmerndes Stirnband aus weißen Perlen, Korallenspangen an Gürtel und Armen. Ihr Antlitz war schneeweiß, daraus schauten große Augen, bald dunkel und unergründlich, bald hell aufblitzend in der Farbe der Flut, wenn sich ein Sonnenfunke darin spiegelt.

Erstaunt richtete sich Marco auf und betrachtete bewundernd das schöne Wesen, das ihm so fremd und dennoch so bekannt vorkam.

„Wer bist Du?“ fragte er endlich.

„Du kennst mich nicht?“ sprach sie mit leiser, seltsam rhythmischer Stimme. „Hat je ein Bräutigam am Hochzeitsmorgen an seine Braut solche Frage gerichtet? Du hast mich geliebt von Kindheit an mit heißer, träumerischer Knabensehnsucht, jetzt bist Du ein Mann, und der Tag bricht an, der uns für immerdar vereinen soll. Du trägst einen Ring am Finger — ein Saphir ist's von Diamanten umgeben, den wirfst Du mir

heute hinab, und ich will ihn tragen und Dein sein, solange Du mir treu bist."

„Ich kenne Dich," rief Marco mit jubelndem Entzücken, die Arme nach ihr ausstreckend, „Du bist das heilige Meer, bist meine erste, meine einzige Liebe; hab Dank, dass Du gekommen bist und mich armen Sterblichen mit Deinem Blick und Deinem Wort beglückst."

„Es ist unser Hochzeitsmorgen", gab sie lächelnd zurück, „ich habe mich für Dich geschmückt. Nicht jeder ist wert mich zu schauen, Du aber sollst mich wirklich besitzen. Komm, nimm meinen Brautkuss."

Ihre kalten Lippen berührten seine Stirn, doch als er die Arme ausbreitete, um sie zu fassen, griff er ins Leere. Nur etwas Kaltes, Feuchtes fühlte er um sich und eine lähmende Schwere in seinen Gliedern.

Da schlug er die Augen auf. Fahles Morgenlicht erfüllte das Zimmer, durch das offene Fenster drang ein feiner, kühler Nebel bis zu seinem Lager. Marco rieb sich verwundert die Augen. Wie lebhaft hatte er geträumt. Er glaubte jeden Zug des schönen Gesichtes vor sich zu sehen. Gewaltsam schüttelte er das Grauen von sich, das aus ihrem kalten Kusse auf ihn übergeströmt war.

Der Tag war da, und er musste sich bereit machen zu seiner Hochzeitsfeier.

* * *

Herrlich strahlt die Sonne über dem Giudecca-Canal, blitzt auf der Façade des Dogenpalastes und vergoldet Kirche und Thurm von San Giorgio Maggiore, dass sie wie eine leuchtende Fata Morgana zwischen dem blauen Meer und dem blauen Himmel schweben. Kräftig klingen von dort die Glocken herüber

und vermischen sich mit denen von San Marco und Santa Maria delle Salute zu einer rauschenden Jubelhymne.

Ein leichter Wind bewegt die See; von weißen schimmernden Kämmen gekrönt und von blitzenden Sonnenfunken überrieselt, jauchzt sie in donnernden Rhythmen dem Bräutigam entgegen. Rauschend durchschneidet die Prachtgaleere die Flut, seidene Fahnen bauschen sich im Winde, kostbare Teppiche schleifen hinter dem Steuer; überall Seide, Purpur und festlich erregte Menschengesichter. Von der Piazzetta tönt Musik herüber, begleitet von den schwebenden Tacten der Ruder.

An der Spitze des Schiffes, gehüllt in den Purpur des Dogen, steht Marco. Seine Augen leuchten, seine Brust dehnt sich, er ist wie berauscht von Sonne und Meer, von den Klängen der Musik und dem Jubel des Volkes. Alle dunklen Gedanken der Nacht sind verschwunden vor der leuchtenden Sonne des Tages. Ueber ihm lacht der wolkenlose Himmel, ringsum grüßen ihn Paläste und Tempel, und an seine Füße schmiegt sich blau schillernd das Meer, demuthsvoll freudig wie eine Sclavin und eine Geliebte.

Der Mann am Kiel breitet die Arme aus:

„Mein ist das Meer, mein ist die Welt, mein das Leben, die Macht, mein ist alles", so jauchzt es in ihm.

Er streift den Ring mit dem Saphir vom Finger und wirft ihn einer hüpfenden Welle entgegen, die lüstern die weißen Schaumfinger danach ausstreckt. Gierig verschlingt sie ihn und sendet dem Geber ihren Dank in einem Schleier von Wasserstäubchen, die ihn umstreicheln wie eine Liebkosung. Dazu klingen die Posaunen und dröhnen die Glocken, aber Marco durchfährt ein plötzlicher Schrecken, er weiß selbst nicht warum.

* * *

Einige Tage später schritt Marco allein durch die Gassen Venedigs. Es machte ihm Freude, schlicht gekleidet und ohne Begleitung umherzuschlendern und das Volk bei seiner Tagesarbeit zu beobachten.

Er schritt eben durch eine schmale dunkle Gasse, als ein heftiger Wortwechsel seine Aufmerksamkeit fesselte. Ein junges, ärmlich gekleidetes Mädchen wehrte sich heftig gegen einen Guardia, der lebhaft gestikulierend auf sie einsprach.

„Ich habe ihn nicht gestohlen, Ihr seid ein Lügner", rief sie eben und stampfte mit dem Fuße den Boden, „ich habe noch niemandem etwas gestohlen, nie in meinem Leben, nicht eine Feige."

„Aber warum sagst Du nicht, woher Du ihn hast", rief der Angreifer, „Du verstocktes Geschöpf."

„Weil Ihr mich nichts zu fragen habt", entgegnete sie heftig. „Wenn jemand sagt, der Ring gehöre ihm, dem werde ich es sagen, aber Euch geht's nichts an, Ihr seid ein schlechter, argwöhnischer Mensch, Ihr! Euch sag' ich es nicht, Euch am allerwenigsten."

„Du kecke, nichtsnutzige Dirne", schrie der Guardia immer erregter; sie aber stemmte die Hände in die Seiten und schaute ihn mit funkelnden Augen herausfordernd an.

Der Doge war lauschend im Schatten eines Hauses stehen geblieben.

Erst jetzt war ihm das Gesicht des Mädchens voll zugekehrt. Es war von der Sonne gebräunt, aber es zeigte regelmäßige, feine Züge; besonders die Augen waren von einem schimmernden, seltsamen Blau. Ihr schwarzes Haar war in zwei Flechten um den Kopf geschlungen und von bunten Nadeln festgehalten. Sie trug die Tracht der Fischermädchen von Chioggia, auch hatte sie neben sich einen Korb, aus dem Schuppen hervorglänzten.

Gesicht und Gestalt des Mädchens kamen dem Dogen bekannt vor, doch konnte er sich nicht besinnen, wann und wo er sie gesehen hatte. Er empfand nur dunkel, dass es vor langer Zeit und in ganz anderer Umgebung gewesen sein musste. Doch begann die Sache ihn zu interessieren, er trat auf die Beiden zu und fragte, was es gäbe. Der Guardia erkannte den Dogen und entblößte das Haupt.

„Hoheit", sagte er, „das Mädchen trägt einen Ring, so kostbar, wie man ihn nie bei solchen Leuten findet. Ich dachte, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen und hielt sie an. Auch verweigert sie hartnäckig jede Auskunft, woher sie den Ring hat. Ich werde sie vor Gericht bringen."

Damit machte er Miene, das Mädchen zu ergreifen. Aber sie stieß ihn zurück und schrie:

„Mich vor Gericht? ins Gefängnis? das dürft Ihr nicht, ich muss zurück zum Vater. Ihr seid ein schlechter Mensch."

„Fängst Du wieder an", schalt der Soldat „und hast nicht einmal Respect vor dem Dogen!"

„Dem Dogen?" Das Mädchen wandte den Kopf und starrte erschrocken und ungläubig auf Marco, der mit verschränkten Armen dastand und immer grübelte, warum ihm das junge, in seiner Erregung reizende Gesicht so bekannt vorkam.

„Wie heißt Du?" fragte er aus seinen Gedanken heraus.

„Giannina Mattei", gab sie zur Antwort, „mein Vater ist Filippo Mattei, ein Fischer aus Chioggia."

„Und warum willst Du dem Manne nicht sagen, wer Dir den Ring gegeben hat?"

Bei seiner sanften und doch entschiedenen Frage begann ihr Blick sich zu verschleiern.

„Weil er mich angefallen hat", sagte sie endlich, „als ich vom Markte zurückkam, — und mich gleich Diebin genannt hat.

Und meine Taschen hat er durchwühlt und das Geld gezählt, das ich für die Fische bekommen habe; es war nicht einmal viel, weil ich nicht alle verkauft habe, da sind noch viele!"

Sie hielt zur Bestätigung ihren Korb hin, in dem mit aufgesperrten Mäulern ein paar blutbespritzte Fische lagen.

Ihre Stimme war während der letzten Rede etwas unsicher geworden, und nun hiengen sogar Thränen an ihren langen, dunklen Wimpern.

Marco musste unwillkürlich lächeln.

„Zeig' mir den Ring", sagte er, und so freundlich er sprach, fühlte sie doch unbewusst den Ton des Herrschers heraus und hielt ihm die Rechte hin, die sie bis dahin unter der Schürze verborgen hatte.

Mit Mühe unterdrückte der Doge einen Ruf des Erstaunens. An der schlanken braunen Hand glänzte der Reif, den er vor kurzem in den Schoß der Adria geworfen.

„Mädchen", sprach er endlich, „Du wolltest nur jenem Rede stehen, dem der Ring gehört, sprich also! Das Kleinod ist mein."

Das Gesichtchen vor ihm wurde todtenblaß.

„Herr, ich habe ihn aber nicht gestohlen, bei der Madonna!" rief sie angstvoll, „ich fand ihn gestern abends unter den Fischen im Netze des Vaters. Wir dachten, er sei von einem versunkenen Schiffe; der Vater erlaubte mir, ihn zu behalten. Santissima Madonna! es ist wirklich so, ich habe noch niemals gelogen, o stürzt uns nicht ins Unglück, Herr!"

Sie hatte die Hände zusammengepresst und schaute mit erschrockenen, flehenden Augen zu dem Dogen empor.

„Beruhige Dich, arme Kleine", sagte dieser, „ich weiß, dass Du nicht lügst, ich selbst habe den Ring in die Flut geworfen zur Feier meiner Vermählung mit dem Meere."

Einen Augenblick starrte sie ihn an, als ob sie den Sinn der Worte nicht begriffe, dann schoss ihr eine Blutwelle ins Gesicht, und ihre Augen funkelten wie Sterne. Ein kleiner, jubelnder Schrei entrang sich ihren Lippen.

„Herr, Ihr gabt ihn dem Meere und das Meer gab ihn mir, ich bin Eure Braut, ich allein!"

„Hochfahrendes Geschöpf", schrie der Guardia, der bis dahin still dabeigestanden, „gib den Ring zurück und mach' Dich fort."

Dabei wandte er sich, um ihr den Ring zu entreißen.

Aber wie eine Schlange schnellte sie zurück, mit zornsprühendem Antlitz, am ganzen Leibe zitternd hielt sie dem Soldaten drohend die Fäuste entgegen.

„Nie und nimmermehr!" schrie sie, „tödten musst du mich erst, wenn Du ihn haben willst, und dann wächst Deine Hand aus dem Grabe."

Überrascht durch diesen Ausbruch trat Marco zu ihr.

„Niemand wird Dir ihn nehmen, Mädchen", sagte er fest, „er ist ein heiliges Gut, das ein räthselhaftes Schicksal Dir anvertraut hat. Du zeigst, dass Du es zu wahren verstehst. Trage ihn ruhig und denke dabei ein wenig an den Mann, der trotz des Purpurs einsam ist. Willst Du das, Giannina?"

Er hob die Hand, um ihr leicht über das Haar zu streichen, aber bei seiner leisen Berührung sank sie plötzlich in die Kniee.

„Ich bin Euer, Herr, auf ewig", flüsterte sie, „ich trag' Euren Brautring am Finger, ich wahre Euch die Treue!"

Ehe Marco antworten konnte, war sie aufgesprungen, hatte ihren Korb ergriffen und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Sie rannte durch die engen gewundenen Gassen, über die steinernen Brücken, treppauf, treppab, ohne innezuhalten oder sich umzusehen. .

Endlich mäßigte sie ihren Schritt und nach und nach begann ihr aufgeregtes Blut sich zu beruhigen. Das eben Erlebte kam ihr immer unglaublicher vor. Wie hatte sie nur den Muth gehabt, vor dem Dogen solche Worte zu sprechen! Wären die blitzenden Steine nicht gewesen, sie hätte alles für einen Traum gehalten. Sie befühlte ihr Haar, ihre Kleider und fragte sich, ob sie denn noch dieselbe Giannina sei, die ihre Fische verhandelte und sich mit den Lazzaroni zankte. Dabei kam sie sich so häßlich und zerlumpt vor, und als ihr ein Händler mit allerlei Putz begegnete, kaufte sie ein buntes Band und schlang es sich um den Hals.

Ein paar Fischermädchen kamen Arm in Arm vorbei.

„Seht die Giannina Mattei", riefen sie ihr spöttisch nach, „wie sie sich putzt, sie hat doch endlich einen Liebsten gefunden."

Giannina, die sonst jeden Scherz erwiderte, rannte davon und hielt sich die Ohren zu, um das Lachen der Genossinnen nicht zu hören.

Athemlos trat sie auf die Riva bei Schiavoni hinaus und sah die gelben Segel der Chioggiabarken im Abendrothe glühen. Alles kam ihr heute so fremd und farblos vor. Anfangs war sie fest entschlossen gewesen, dem Vater das Wunderbare zu berichten, aber je weiter sie gieng, desto unsicherer wurde sie, und als sie die elterliche Barke erblickte und den Vater so ahnungslos bei der Polenta sitzen sah, da schnürte ein unerklärliches Etwas ihr die Kehle zusammen und sie brachte kein Wort über die Lippen.

Sie sagte „guten Abend", sie lieferte das Geld für die Fische ab, sie saß dem Vater während des Abendessens schweigend gegenüber, ließ sich ruhig von dem kleinen Bruder necken, und als sie endlich in Decken gewickelt im Boote lag, da war sie entschlossen, den Vorfall als süßes Wundergeheimnis für sich zu behalten.

* * *

Aber auch Marco gelang es nicht, das schöne Mädchengesicht aus seinem Gedächtnis zu reißen.

Bald erschien es ihm mit ängstlichem, bald mit zornigem, bald mit freundlichem Ausdruck, wie er es gesehen; immer war es gleich anmuthig und begehrenswert.

Er langweilte sich in der steifen Hofgesellschaft und war betrübt, wenn er allein war. Eine Zeitlang gegen die wachsende Sehnsucht nach Giannina ankämpfend, konnte er endlich nicht mehr widerstehen und beschloss sie aufzusuchen.

So schlug er eines Abends einen dunklen Mantel um und begab sich auf die Riva dei Schiavoni.

Er schritt langsam an den Booten die Chioggioten vorüber, ohne eine Spur der Gesuchten zu entdecken. Die Riva war voll Menschen, welche die linde Abendluft genießen wollten. Viele davon erkannten und grüßten den Dogen.

Schon wollte er sich unverrichteter Sache zurückziehen, als ihm eine bunte Menschenmenge auffiel, die um einen Erzähler drängte, der, auf den Stufen einer Brücke stehend, mit gellender Stimme und lebhaften Gesten wunderbare Geschichten zum Besten gab. Die Zuhörer, meist Fischer und niederes Volk, horchten in lautloser Spannung und beachteten Marco nicht, der sich vorsichtig durch den Schwarm drängte.

Unaufhaltsam schritt er vorwärts, denn er hatte nahe beim Erzähler, an das Geländer der Brücke gelehnt, Giannina bemerkt.

Sie war weit sorgsamer gekleidet als bei der ersten Begegnung und erschien ihm in ihrer lauschenden Stellung besonders malerisch. Die Hände ruhten gefaltet auf dem Stein der Brüstung, die Lippen waren leicht geöffnet, und ihre weit aufgerissenen Augen hiengen gierig an dem Gesicht des Erzählers.

Dieser breitete eben die Arme zu einer schwungvollen Pose aus und erzählte:

„Und als die Jungfrau vor dem Abgrund stand, da berührte jemand ihren Arm. Auf schrie sie, denn sie wähnte, es sei der Geist des Ermordeten, aber es war der König, der hinter ihr stand und der sprach: ‚Weine nicht, Holde, Du folgst mir in mein Schloss und sollst meine Königin werden.‘“

Hier machte der Redner eine Kunstpause und weidete sich an den Rufen des Erstaunens, die ihm überall entgegentönten.

Marco war unterdessen ganz hinter Giannina getreten, bei den letzten Worten des Redners hatte er den Arm auf ihre Schulter gelegt. Sie erzitterte, aber sie wendete sich nicht um; sie glaubte sich in einer süßen Täuschung befangen und fürchtete, sie zu zerstören. Da hörte sie eine Stimme flüstern:

„Giannina!“

„Herr!“

„Willst Du mit mir kommen?“

Sie nickte nur und ließ sich aus der Menge hinausführen. Marco durchschritt mit ihr die Riva und zog sie dann in eine winklige, schmutzige Seitengasse. Hier sah man nur wenige Menschen, ein paar zerlumpte Buben, die sich um eine Melone zankten und einen Schuster, der vor seinem armseligen Laden saß und ein Gericht schwarzer Fische verzehrte.

Dort blieb Marco stehen, immer noch die Hände seiner Begleiterin festhaltend, die mit freudefunkelnden Augen zu ihm aufschaute.

„Ihr habt mich gesucht?“ fragte sie glückselig. „Ihr habt mich nicht vergessen?“

„Gewiss habe ich Dich gesucht, Kleine“, antwortete er, „und verzweifelte schon daran, Dich zu finden; hast Du denn auch an mich gedacht, wie Du versprochen?“

„Immer", sagte sie voll Überzeugung, „solange ich überhaupt denken kann."

„Wie ist das möglich, ehe Du mich gekannt hast, das musst Du mir erzählen."

Da klang ein fester Schritt durch die Gasse, ein Matrose kam vorbei, warf erst einen unsicheren Blick auf den Dogen und grüßte ihn dann ehrfurchtsvoll.

„Lass", sagte Marco plötzlich, als sie die Lippen öffnete, „nicht hier, wir werden immer gestört."

„Wo sonst?" Ein Schatten glitt über des Mädchens Gesicht. „Wenn Ihr Euch meiner schämt —"

„Nein, nein", unterbrach er sie, „Du kannst das nicht verstehen, aber ich will, ich muss Dich sprechen. Weißt Du", rief er, von einem plötzlichen Einfall erfasst, „ich ziehe Schifferkleider an und versuche, heut' noch auf Euer Boot zu kommen; glaubst Du, dass Dein Vater mich mitnimmt?"

„Ich glaube wohl", sagte sie leise, denn das Herz begann ihr so heftig zu schlagen, dass es ihr fast den Athem nahm. „Der Vater kennt Euch nicht."

Ihn begann die tolle Verkleidung und das nächtliche Abenteuer zu locken.

„Gut denn", rief er, „verrathe mich ja bei Deinem Vater nicht, in einer Stunde längstens bin ich bei Euch. Leb wohl!"

Er drückte ihr die Hand und wandte sich rasch zum Gehen.

Mit fliegenden Pulsen eilte Giannina zum väterlichen Boot zurück. Der Vater war nicht da, er saß mit anderen Fischern bei einem Abendtrunk in der nahen Trattoria.

Einige Augenblicke stand das Mädchen unbeweglich, die Hände an die Schläfen gepresst und schaute auf das in der ersten Dämmerung sich verschleiernde Wasser, dann kam eine fieberhafte Aufregung über sie. Sie empfand das Bedürfnis, das Boot, das

jetzt ihre Wohnung vorstellte, so festlich als möglich auszuschmücken. Mit einem alten Tuch wischte sie sorgsam Bänke und Segelstangen ab, holte dann aus einem Täschchen ein Nähzeug hervor und flickte einige kleine Risse in dem vielfarbigen Segel.

Als sie auf der Riva ein Blumenmädchen kommen sah, überzählte sie ihre Barschaft und kaufte sich dann um einen für sie unerhörten Preis ein paar dunkelrothe Rosen, die sie sorgfältig in einem Winkel der Barke verbarg, als sie den Vater kommen sah, — nicht ohne sich tief über die Heimlichkeit zu schämen.

Filippo Mattei war ein großer, sehniger Mann mit buschigen Brauen und leicht ergrautem Schnurbart.

Er kam langsam über die Riva dahergeschlendert, den spitzen Hut in die Stirn gedrückt, die Jacke leicht über die rechte Schulter geworfen. Seine Kameraden begleiteten ihn ein Stück und verabschiedeten sich dann mit herzlichem und achtungsvollem Händeschütteln, denn Mattei stand in großem Ansehen unter den Chioggioten.

In seiner Jugend hatte er als Matrose die Meere durchschifft und viel gesehen und erfahren. Dann hatte er sich mit seiner geliebten, dunkeläugigen Lucia vermählt und, um sich nicht so weit und so lange von ihr entfernen zu müssen, den Beruf des Fischers ergriffen.

In dem malerischen Chioggia hatte er sich sein bescheidenes Heim gegründet und seine Lucia hatte ihm fünf kräftige Kinder geschenkt. Er brachte seine Zeit theils dort, theils in Venedig zu, wohin ihn seit den letzten Jahren Giannina und eines der jüngeren Kinder begleitete.

In diesem Jahr war der zehnjährige Carluccio mitgekommen.

„Grüß Gott, Giannina", rief der heimkehrende Fischer seiner Tochter zu und streckte ihr schon von weitem die nervige, arbeitsrauhe Rechte entgegen; dann schob er seine Hand unter

ihr Kinn und sah ihr prüfend in das erregte Gesicht und in die seltsam verschleierten Augen.

„Was hast Du, mein Kind?“ fragte er besorgt, „Du lachst und singst weniger als sonst, und wenn Du es thust, dann so heftig und erregt, dass es mir auch nicht gefallen will. Hat Dich jemand beleidigt? o er soll sehen, dass ich meinen Liebling zu vertheidigen weiß.“

Seine Hände ballten sich, seine Augen funkelten drohend, aber Giannina legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm und zwang sich zum Lächeln.

„Keine Spur von so etwas, Vater, mir fehlt gar nichts, man kann nicht immer lachen.“

„O ja, das kann man, wenn man seine Schuldigkeit thut und ein gutes Gewissen hat. Ich habe es immer so gehalten, und wenn mich etwas gequält hat, das habe ich weggeschafft mit aller Gewalt und bin wieder froh geworden. Du bist jung und schön und das Leben wird Dir leicht; Du hast Deinen Eltern noch keine trübe Stunde verursacht, Du musst lachen und Dich des Lebens freuen.“

Das Mädchen war blass geworden, es schnürte ihr etwas die Kehle zusammen, sie wandte sich ab und machte sich bei den Netzen zu schaffen, um ihr Gesicht zu verbergen. Der Vater sah ihr traurig nach.

In wenig Tagen sind wir zu Hause, dachte er, der Mutter wird sie ihren Kummer schon anvertrauen, ich bin zu ungeschickt zu solchen Dingen.

„Wie schön der Abend ist!“ begann er nach einer Weile, „willst Du nicht etwas singen? Dein Lieblingslied!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das nicht, nicht heute“, flüsterte sie; als sie aber der erstaunt fragende Blick des Vaters traf, nahm sie sich zusammen

und begann das Lied: „O santissima, o dolcissima!“ Zuerst war ihre Stimme umschleiert, aber bald wurde sie ihrer Aufregung Herr, und die vertrauten Klänge besänftigten ihr Gemüth.

Der Vater nahm den Hut ab und hörte andächtig zu.

„Ja, Kind“, sagte er, als sie geendet, „jetzt beten sie daheim das Ave Maria und die Mutter theilt die Spaghetti aus. Gewiss denken sie an uns. Geb Gott, dass ich Dich der Mutter so fromm und rein zurückbringe, als ich Dich von ihr nahm, Giannina“.

Das Mädchen sank bei dem Steuer in die Kniee, ihr war, als zerspringe etwas in ihr.

Sie liebte ihren Vater mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Seele, und ihr erster Gedanke war, sich an seine Brust zu werfen und ihm alles zu gestehen.

Da streifte der süße Duft der Rosen, die sie hier versteckt hatte, ihr Gesicht und umschmeichelte sie mit dem ganzen Zauber ihrer Liebe.

„O Madonna“, schrie es in ihrem Herzen auf, „verdammst Du mich oder verzeihst Du Liebe, die aus einer so süßen, wunderbaren Fügung entstand? War es unrecht, was ich that, o warum hat es mich all die Zeit so seltsam selig gemacht? Sag, was ich thun soll, Madonna! gib mir ein Zeichen. — Wenn er im Laufe einer halben Stunde nicht kommt, dann werfe ich den Ring ins Meer und entsage ihm; kommt er aber, dann, heilige Jungfrau, will ich ihm gehören, ohne Angst und ohne Reue, denn ich sehe es wohl, ich kann nicht anders“.

Ueber Santa Maria delle Salute stand der Abendstern; des Mädchens Auge blieb daran haften, er schaute sie so freundlich an und schien zu sagen: „Der Himmel ist gütig und junger Liebe hold, warum fürchtest Du dich?“

Da klangen Schritte an Giannina's Ohr, elastische und doch seltsam gebietende Schritte; sie kannte sie wohl und sie fühlte, dass ihr Schicksal besiegelt war. —

Ein junger Mann in Schifferkleidung, einen breiten Schlapphut auf dem Kopfe, einen dunklen Mantel um die Schultern, trat auf Filippo Mattei zu.

„Guten Abend", sagte er und grüßte höflich, „ich sehe, Ihr rüstet Euch zum Fischfang, könnt Ihr für diese Nacht einen Gehilfen brauchen?"

Der Fischer maß den Fremden mit misstrauischen Blicken.

„Nein", sagte er kurz, „ich danke Euch, ich brauche niemanden."

„So thut es aus Gefälligkeit", fuhr der andere unbeirrt fort, „ich bin fremd hier und habe nicht die Mittel, eine Herberge zu bezahlen. Ich helfe Euch bei den Netzen, und Ihr gönnt mir dafür ein Lager in Eurem Boot. Zu Nacht gegessen habe ich schon."

Filippo besaß Menschenkenntnis. Das Benehmen des Schiffers verwunderte ihn, wenn es ihm auch nicht missfiel. Das Gesicht des Bittstellers schien ihm offen und ehrlich, zu stehlen gab's in seinem Boote nichts, und wie hätte auch draußen auf dem Canal sich jemand heimlich entfernen können. Warum sollte er sich also dem Fremden nicht gefällig erweisen.

„So sei's denn", sagte er, „obwohl ich nicht weiß, warum Ihr Euch nicht in den Säulengang des Dogenpalastes legt, wie so viele andere thun. Doch das ist Eure Sache, steigt ein, wir fahren aus."

„Wo ist denn Carluccio, der Schlingel?" fügte er zu Giannina gewendet hinzu.

Der bettelte auf der Straße mit ein paar andern Fischerbuben und balgte sich um die Soldi. Als der Vater rief, kam

er daher gelaufen, ein brauner, zerlumpter Kerl mit schmutzigen Händen und verschmitzten Augen. Er war etwas beschämt wegen seines späten Heimkommens und lüderlichen Aussehens, aber zu seiner Verwunderung schalt die große Schwester nicht, und so kroch er rasch unter eine Bank, musterte von dort aus den Fremden und rollte sich dann in seinen Decken zusammen wie eine Katze.

Marco war ins Boot gesprungen, das der Fischer löste. Der leise Abendwind legte sich in das Segel und langsam glitt das Fahrzeug in das dämmernde, stille Wasser hinaus.

Filippo holte eine Flasche Landwein hervor und bot sie dem Gaste.

„Da trinkt und seid willkommen", sagte er.

Marco unterdrückte kaum ein Lächeln, als er die alte, schmutzige Flasche in Empfang nahm.

„Auf Euer Wohl, Jungfrau", rief er Giannina zu, die mit verschränkten Armen am Maste stand und mit leuchtenden Augen das Land zurückweichen sah. Dann that er einen möglichst kleinen Zug von dem herben Getränk.

„Nun sagt, wie heißt Ihr", fragte Mattei, als Marco die Flasche zurückgab.

„Marco Adriano", erwiderte dieser, „ich komme von weit her, aus Genua."

Man begann die Netze zu stellen; der Gesell war schweigsam und Mattei scheute sich ihn auszufragen. Doch wunderte er sich sehr, dass der junge Mensch so ungeschickt mit den Netzen umgieng, und dass die einfachsten Handgriffe ihm fremd waren. Überdies schien sich dies Ungeschick auch auf die sonst so gewandte Giannina übertragen zu haben, die heute alles verkehrt anfasste.

Endlich war man bereit und die Zeit gekommen, sich schlafen zu legen. Mattei wies dem Gaste einen Platz an seiner Seite an, während Giannina sich an die Spitze des Bootes begab. Das vielfach geflickte Segel, mit seinem tollen Muster in roth und gelb, schied sie von dem Lager der Männer.

Sie athmete tief auf, als sie sich allein sah.

Statt wie sonst Rock und Mieder zu lösen, holte sie nur die dunklen Rosen hervor und steckte sie ins Haar, dann warf sie sich auf ihre Decke, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und starrte in das hohe, schwarze Gewölbe hinauf.

Eine mit bunten Lampen geschmückte Gondel fuhr in einiger Entfernung an ihnen vorbei und warf einen flimmernden Lichtstreif auf die dunkle Flut. Geigen und Mandolinen klangen von dort herüber, von hellen Menschenstimmen begleitet. Giannina unterschied die Worte: „Perchè april senza fior, perchè amor senza baci".

Wie süß das klang! Sie kannte das Lied, doch heute erschien es ihr ganz anders. „Perchè amor, perchè amor", summte und klang es in ihr fort, vermischt mit dem Hauch der schwülen Sommernacht und dem leisen Gurgeln des Wassers. Wie lang sie so gelegen, ob sie darüber doch eingeschlafen — sie wusste es nicht.

Plötzlich berührte ein warmer Athem ihre Stirn und eine Stimme flüsterte nahe bei ihrem Ohr:

„Giannina."

Da fuhr sie empor und sah Marcos Gesicht über sich geneigt.

Es war weiß vom Mondlicht und innerer Erregung.

Sie sprang rasch auf und ließ sich von ihm auf den schmalen Sitz am Kiel niederziehen.

Marco betrachtete einen Augenblick ihre elastische Gestalt und ihr schönes, junges Gesicht, das ihm wie die verkörperte

Jugend und Reinheit entgegenlachte, und eine seltsame Scheu lähmte ihm die Zunge. Sie aber drückte den Kopf vertrauensvoll an seine Schulter und sagte:

„Wie dank ich Euch, dass Ihr gekommen seid; mir war so bang vorhin, dass ich die Madonna fast gebeten hätte, sie möchte Euch fernhalten von mir. Nun seid Ihr aber da, und ich bin so froh! Ich kann nur nicht begreifen, dass ich Euch nicht zu arm, nicht zu gering bin, dass Ihr mich nicht gleich wieder vergessen habt."

„Dich vergessen!" rief er, „wer, der einmal Dich geschaut, könnte das? und am wenigsten ich, den man trotz seinem Hunger nach Jugend und Leben in einen Käfig eingesperrt hat. Siehst Du dort den Dogenpalast, die glatte, hohe Mauer, die so undurchdringlich zu uns herübergrinst? Niemand kommt hinein, der nicht hineingehört, aber auch niemand heraus, der sich darin festgefangen hat. Sie haben den Kerker vergoldet, bemalt, ausgepolstert, er hat doch nicht aufgehört, ein Kerker zu sein, und der stolze Herr Venedigs muss seine Sehnsucht heimlich wie ein Dieb um Mitternacht aufs Meer hinausflüchten. Denn merke Dir's, Mädchen, das Land hat man zerwühlt, geknechtet, hat die Felsen zerstückt, um Paläste zu bauen, das Meer allein ist frei geblieben, und es zertrümmert mit demselben Trotz die Prachtgaleere des Königs, wie die Barke des ärmsten Fischers. Es folgt seinen Gesetzen und verlacht die kleinliche Menschheit."

Giannina war nachdenklich geworden.

„Mir scheint das Meer doch gütig", sagte sie, „weil es uns von dem bösen Palaste trennt und so freundlich trägt. Ich habe es immer lieb gehabt. Unser Haus in Chioggia liegt hart am Wasser, nur ein kleiner, sandiger Platz ist dazwischen, wo die Mutter die Wäsche trocknet. Dort haben wir Kinder gespielt

und sind barfuß weit ins Wasser gewatet. Ich war immer den andern voraus, es hat mich weiter und weiter hineingezogen, dass ich oft kaum widerstehen konnte. Die Mutter hat dann sehr gescholten, wenn ich mit nassen Röcken zurückkam, aber ich habe es doch wieder thun müssen. Oft bin ich stundenlang im Sande gelegen und habe den Wellen zugehört, es war stets dasselbe und doch stets anders. Und wenn die großen Schiffe vorbeifuhren, da hätte ich nachschwimmen mögen, immer fort, bis hinein nach Venedig, zum Dogen.

„Zum Dogen?" fragte Marco verwundert, „was hast Du damals vom Dogen gewusst?"

„Mein Vater hat uns abends oft von seinen Fahrten erzählt", begann sie erröthend, „und da sprach er ganz begeistert von Venedigs Größe und Weltherrschaft. Wenn ich dann dachte, dass soviel Land, Menschen und Schiffe einem Manne gehörten, da wuchs die Gestalt des Dogen ins Riesenhafte. Ich sah ihn oft im Traume auf einem goldenen Schiffe übers Meer fahren, so schön und strahlend und herrlich, dass mir ganz schwindlich davon wurde. Ich hielt ihn für den Bruder der Madonna und rief ihn oft als Fürsprecher an. — Als ich vierzehn Jahre alt war, nahm mich der Vater zum erstenmal nach Venedig mit, da habe ich auch den Dogen gesehen, das war aber ein alter, häßlicher Mann mit grauem Haar und mürrischem Gesicht. O wie ich ihn hasste und wie zornig ich auf ihn war, dass er mir mein schönes Bild zerstörte. Ich habe die halbe Nacht geweint und mich dann damit getröstet, dass der alte bald sterben und dann ein neuer, besserer kommen würde. Und wie er endlich gestorben ist, habe ich gar nicht traurig sein können, obwohl die anderen mich herzlos genannt haben. Ich habe dann von Euch gehört, wie Ihr so jung und schön und edel seid; da ist Euch mein ganzes Herz entgegengeflogen. Dann habe ich Euch gesehen und

— — —“ sie brach ab und drückte ihr glühendes Gesicht an seinen Arm.

Marco richtete ihren Kopf empor und sah ihr in die Augen.

„Du hast nur den Dogen geliebt, Du mußt auch den Menschen lieben lernen. Und darum, vor allem, da wir jetzt allein sind, nenne mich „Du“. Ja, das mußt Du“, fuhr er fort, als sie ihn erschrocken ansah, „ich bin nicht mehr der Doge, Du nicht mehr das Fischermädchen. Sieh, um uns ist die Welt im Dunkel der Nacht versunken, wir sind allein, wir beide, losgelöst von der übrigen Welt, allein in dieser mondbeglänzten Barke, diesem Charonsschiff ins Land der Seligen. Wir sind zwei selige Menschenkinder, die Vergangenheit und Zukunft vergessen in dem Traume eines Augenblicks.“

Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und schaute träumerisch zu ihm hinauf.

„Ein Augenblick!“ rief sie, „o dann möchte ich sterben, eh der Augenblick zu Ende geht. Marco, Marco“, fuhr sie heftiger fort, „Du achtest mich Dir gleich, willst mein Liebster sein? Ich hatte noch keinen bis jetzt, so viele mich ansahen. Ich wußte, daß etwas Großes kommen mußte, etwas unsagbar Großes, daß ich noch eine Königin werde, wie es keine größere gibt.“

„Die Königin meines Herzens bist Du“, rief er freudig, „die wilde Sturmmöve, die mir in mein düsteres Dasein Glück und Freiheit bringt. Du allein bist mir bestimmt seit langem.“

Er ergriff ihre Hände. Da brach sich ein Mondstrahl in dem hellen Stein an ihrem Finger.

„Der Ring“, jubelte Marco, „unser Verlobungsring, er hat uns richtig geführt, komm, komm zu mir.“

Er zog sie an seine Brust und preßte seine Lippen auf die ihren .....

Sie sahen nicht, wie das Segel sich hob und wie ein dunkler Krauskopf mit ein paar verschmitzten Augen hervorlugte. Carluccio war aufgewacht und hatte in seiner Nähe das Flüstern vernommen. Er war aus dem Winkel hervorgekrochen und sah den Beiden mit großen Augen zu. Er hatte dergleichen bei Giannina noch nicht erfahren und wunderte sich, wie der fremde Mann dazu komme, die schöne Schwester zu küssen.

Auf jeden Fall wollte er alles beobachten und es dem Vater getreulich erzählen. Aber das unverständliche Geflüster wurde ihm bald langweilig, und nach einer kleinen Weile war er auf seinem Lauscherposten eingeschlummert.

* * *

Sieghaft stieg am andern Morgen die Sonne hinter dem Lido hervor, und der silberverschleierte Nachthimmel wurde klar und kalt und blau.

Der junge Tag fand Marco wieder an der Seite des Fischers, und dienstfertig sprang er auf, um diesem beim Einziehen der Netze zu helfen.

Die Beute der Nacht war eine ungewöhnlich reiche, die Netze waren so schwer, dass sie zu zerreißen drohten.

Giannina half kräftig mit und sang dazu unaufhörlich mit schmetternder Stimme: „Perchè april senza fior, perchè amor senza baci".

Rasch schoss das Boot, vom günstigen Morgenwind getrieben, der Landungsstelle zu. Giannina stand am Kiel, ließ sich das blaue Wasser durch die Finger gleiten und spritzte es muthwillig den Männern in das Gesicht.

Als sie landeten, sprang sie zuerst an das Ufer, jeden Bekannten mit freudigem Zuruf begrüßend.

Der Vater beobachtete die jungen Leute mit wachsendem Mißtrauen. Er hatte die Nacht unruhig geschlafen und allerlei Geräusch zu vernehmen geglaubt, doch war es ihm nicht gelungen, sich zu ermuntern. Giamninas laute Fröhlichkeit, sowie Carluccios geheimnisvoll wichtige Miene fielen ihm auf.

Nun kam der Kleine auf ihn zu, stellte sich mit gespreitzten Beinen vor ihn hin und sagte:

„Vater, ich weiß was, kaufst Du mir Feigen, wenn ich es sag?"

„Meinetwegen, sag, was gibt es?" — fuhr ihn der Fischer ungeduldig an.

„Der Mann da hat heut Nacht die Giannina geküßt, vielemale — dort an der Spitze sind sie beisammen gesessen."

Des Fischers Gesicht war weiß geworden, seine Hände ballten sich.

„Was ist das?" schrie er und warf einen wuthfunkelnden Blick auf die Schuldigen.

Giannina erblaßte; Marcos Zähne knirschten und seine Stirne furchte sich. Beider Aussehen war fast ein Geständnis.

„Du Heuchler, Du Schurke", herrschte der Fischer Marco an, „mit glatten Worten einen arglosen Mann bethören und ihm bei finstrer Nacht sein Kind verführen, ein herrlich Bubenstück!"

„Mensch, Ihr seid toll, Ihr werdet das bereuen", stieß Marco hervor.

„Ist man toll, wenn man den Worten des Kindes und seinen eigenen Augen glaubt?" kreischte der andere. „Wollt Ihr den Jungen Lügen strafen, mir sagen, Ihr hättet Euch nicht vom Lager gerührt?"

„Nein", sagte Marco fest, „ich belüge Euch nicht, ich stehe Euch Rede, wann Ihr wollt; aber jetzt schweigt und laßt mich gehen."

Der Fischer stemmte die Hände in die Seiten.

„Ha, ha, er hat Angst", höhnte er, „das Milchgesicht! erst lügen, trügen und Mädchen bethören und dann sich aus dem Staube machen, seht, Freunde, so sieht ein Feigling aus!"

Marco war bleich bis in die Lippen, seine Adern schwollen, doch er bezwang sich.

„Du bist zu jämmerlich, mich zu beleidigen", sagte er verächtlich, „Du bist ein Wurm, den ich zertreten kann".

Seine erzwungene Ruhe brachte Mattei völlig aus der Fassung; mit einem heisern Wuthschrei fuhr er empor, stieß mit einem Ruck die verzweifelte Giannina, die seinen Arm umklammert hielt, von sich, ergriff ein Ruder und mit dem Rufe:

„Sieh zu, ob ich Dich nicht zertrete", schleuderte er es mit kräftigem Schwung gegen Marcos Stirn.

Lautlos stürzte der Doge zusammen.

Aufschreiend warf sich Giannina über den Gestürzten, riss Schlapphut und Mantel weg und richtete das bleiche Haupt empor.

Schon während des Streites hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, die mit jeder Secunde wuchs. Jetzt sah man erst genau das Antlitz des Verletzten.

„Il duca!" Ein zunächststehender Soldat hatte es ausgerufen, hundert Stimmen wiederholten es, und zugleich klang es aus allen Kehlen: „Ecco, eccolo l'assassino!"

Hundert Finger zeigten auf Mattei, hundert Fäuste packten ihn und stießen ihn den herbeieilenden Wachen entgegen.

Er wurde weggeführt, ohne dass Giannina, die unbeweglich bei dem Geliebten kniete, etwas bemerkte.

Sie schaute nur unverwandt auf das starre Gesicht, streichelte die schwarzen Locken, aus denen dunkle Blutstropfen perlten und tastete angstvoll nach dem Schlag des Herzens.

Da wurde sie von einer rauhen Hand weggerissen; einige Männer hoben den Verwundeten auf eine herbeigeschaffte Bahre und schickten sich an, ihn fortzutragen.

Das Mädchen klammerte sich verzweiflungsvoll an die Tragbahre und flehte mit erhobenen Händen:

„O nehmt mich mit, habt Erbarmen, Ihr dürft uns nicht trennen, ich will sehen, ob er lebt; ich muss."

Aber ihr Bitten half nichts.

Ein Soldat versetzte ihr einen Schlag, dass sie zurücktaumelte und einige Augenblicke wie betäubt blieb.

Als sie die Augen aufschlug, war der traurige Zug im Hofe des Dogenpalastes verschwunden.

Die Menge begann sich zu verlaufen, nur ein paar Gaffer standen da und starrten sie neugierig und hämisch an. Neben ihr stand der alte Andrea Fesoti, einer der Chioggiaschiffer und vertrauter Freund ihres Vaters, den sie von Kindesbeinen an kannte und liebte. Der richtete sie auf und tröstete sie mit sanften Worten:

„Gott wird Dir helfen, Kind", sagte er, „es wird noch alles gut, nur beten musst Du, fleißig beten." Da schlug Giannina die Hände vor das Gesicht und begann heftig zu schluchzen.

* * *

Von allen Thürmen Venedigs klangen die Glocken und in allen Kirchen drängte sich das Volk um die Altäre. Messe auf Messe wurde gelesen und voll Andacht bestürmte man den Himmel, das arg gefährdete Leben des Dogen zu retten. Das Mitleid des Volkes war erregt, und die leicht entzündbaren Herzen fingen auf einmal an, besonders warm für den schönen, jungen Herrscher zu schlagen.

In Santa Maria delle Salute war der Andrang am größten.

Auf der Treppe, die vom Canal grande hinaufführt, konnten die Beter täglich vom Morgen bis zum Abend ein junges Mädchen knien sehen. Ihr Gesicht war verstört, ihr Haar zerzaust, die Kleidung zerlumpt. Sie betrat die Kirche nie, sondern blieb, unaufhörlich Gebete murmelnd, auf den kalten, feuchten Stufen liegen. Die Leute hielten sie für eine Bettlerin und mitleidige Seelen warfen ihr manchmal einen Soldo zu. Aber die Münze klirrte unbeachtet auf dem Stein oder glitt ins Meer, wo sie mit leisem Plätschern verschwand.

Dann schüttelten die Leute die Köpfe und sagten halb scheu, halb mitleidig: „Pazzerella!“

Selbst Bekannte mieden sie und steckten nur flüsternd die Köpfe zusammen, wenn sie vorübergieng.

Den Knaben, der das Unheil angerichtet, mochte sie gar nicht mehr sehen. In Augenblicken des Zornes stieß und schlug sie nach ihm, und Carluccio setzte sich mit Händen und Füßen zur Wehre. Das Mädchen sah dann ein, dass sie ihm unrecht thue und beschwor Andrea, ihn wegzubringen. So vertraute ihn der Alte einer befreundeten Familie an, die in einer entfernten Gasse wohnte, bis sich eine Gelegenheit fand, ihn nach Chioggia zu bringen.

Der treue Freund selbst blieb bei Giannina und ihm gelang es manchmal, sie aufzurichten und mit neuer Hoffnung zu erfüllen.

„Geh zur Beichte, Kind“, sagte er ihr, „vertraue dem Himmel Deine Sorge, und er wird Dir Deine Schuld verzeihen.“

So gieng Giannina in die Kirche und beichtete getreulich ihr kurzes Liebesglück.

Etwas getröstet kehrte sie zu Andrea zurück.

„Der Herr und die Madonna haben verziehen", sagte sie, „sie werden mich nicht mehr strafen, mir den Vater wieder geben und Marco retten. Die Schuld ist von mir genommen."

Sie blieb nun wieder mehr bei den Schiffen und konnte zuweilen, wenn die Sonnenfunken recht freudig auf den Wellen tanzten, ganz hoffnungsvoll mit Andrea sprechen, wie es werden würde, wenn der Vater wieder käme.

Sie strich oft stundenlang um den Palast und versuchte von den Wächtern etwas zu erfahren. Aber sie hörte nur, dass der Doge im Fieber liege; von dem Gefangenen wusste niemand etwas zu sagen.

* * *

Eine Gehirnerschütterung hielt Marcos Sinne umfangen. Tagelang lag er ohne Bewusstsein und murmelte abgerissene Sätze, die sich um Giannina und die Nacht im Boote drehten. Allmählich nahm das Fieber ab, stumpfe Theilnahmslosigkeit trat ein, die endlich in einen langen, ruhigen Schlaf übergieng.

Daraus erwachte er mit klarem Bewusstsein, von dem Gefühl der nahen Genesung durchrieselt.

Sein erster Gedanke war der Vorfall auf der Riva und das Schicksal des Fischers.

Er wandte sich augenblicklich an den anwesenden Diener mit der Frage, was aus Filippo Mattei geworden sei.

„Das Scheusal erhält seinen Lohn", sagte dieser eifrig, „wären die Soldaten nicht gewesen, das Volk hätte ihn auf der Stelle erschlagen. Man hat ihn unter die Bleidächer gebracht. Ohne Zweifel ist er ein Aufrührer und Rebell. Vorgestern hat man ihm den Process gemacht, natürlich ist er einstimmig zum Tode verurtheilt worden. Heute wird er hingerichtet."

„Heute!" Jäh fuhr der Doge von dem Kissen empor.

„Mensch! augenblicklich eilst Du zu den Richtern, sie sollen das Urtheil nicht vollstrecken, — bei meinem Zorne nicht! Ich will den Mann begnadigen; sie sollen nichts thun ohne meine Zustimmung, — nichts, hörst Du? Schnell, mach' dass Du fortkommst!"

Der Diener enteilte, und aufathmend lehnte sich Marco zurück.

Gott sei Dank, dass ihn das Fieber zur rechten Zeit verlassen, nun konnte er alles gut machen. Er wollte den Mann ungekränkt freigeben und Giannina eine Aussteuer schenken und sie, wenn sie wollte, an einen braven Mann verheiraten. Sie sollten nicht darunter leiden, dass er eine Nacht lang hatte Mensch sein wollen.

Da kam der Diener zurück, er sah ängstlich und verlegen aus.

„Herr", sagte er zaghaft, „es haben sich ein paar Rebellen hören lassen, welche meinten, der Mattei hätte gute Gründe gehabt, sich gegen den Dogen aufzulehnen. Verdammte Lügner, natürlich, aber die Herren vom Gericht haben doch gemeint, es wäre sicherer, wenn sie das Urtheil heute Nacht in aller Stille vollstreckten. Der Mann ist todt, Herr, ich kann nichts dafür."

Laut aufstöhnend vergrub Marco das Haupt in den seidenen Kissen.

* * *

Man fürchtete einen Rückfall, aber Marcos kräftige Natur siegte über die Erregung, und seine eiserne Willenskraft beschleunigte die Genesung. Schon nach einigen Tagen verließ er das Bett und schlich ohne Wissen der Ärzte aus dem Palaste. Er hatte keine Ruhe, bevor er Giannina gesprochen hatte und über ihr Schicksal im Klaren war.

Es war ein trüber Abend, der Himmel bewölkt, und von Zeit zu Zeit fiel ein feiner Sprühregen herab. Trotzdem war

es drückend schwül und das Wasser todtenstill. Auch war die Riva leer und die Gondolieri standen gähnend und verdrossen bei ihren Gondeln.

Marco schlich an den Häusern hin und vermied den Blick der Leute. So gelangte er zu den Chioggiabooten.

Da sah er auch schon eine leichte Gestalt sich aus dem Nebel lösen und mit einem hellen Freudenruf auf ihn zufliegen.

„O Marco, Marco", jubelte sie, „Du bist da, ich hab Dich wieder, o Dank, Dank, gütiger Himmel, so hab ich nicht umsonst gebetet und gerungen. Du bist da, bist gesund, Du wirst mir auch meinen Vater wieder geben."

Sie hatte seine Hände ergriffen und bedeckte seinen Mantel mit Küssen und Thränen.

Bei Erwähnung des Vaters war Marco zusammengefahren; wie eine eiserne Klammer legte es sich um sein Herz. Sie missverstand seine Bewegung.

„Ich weiß, er hat übel an Dir gehandelt", sagte sie, „und schwer wirst Du ihm zürnen. Aber bedenke, dass er Dich nicht kannte, nur den Verführer seines Kindes in Dir sah. Und er hatte mich so lieb, mein Vater, er hat mich immer so eifersüchtig behütet. Ehre ist ihm stets das Höchste gewesen. Und er war im Zorn, als er nach Dir schlug; er war jähzornig sein Leben lang, die Mutter hat oft geweint deswegen. Aber er ist dabei so gut, so edel. O sei barmherzig, Marco", fuhr sie, durch sein eisiges Schweigen erschreckt, immer erregter fort, „auf meinen Knien will ich Dich bitten, täglich, stündlich, bis Du mir's gewährst. Ich weiß, sein Leben ist verwirkt, aber Du wirst großmüthig sein, wirst vergeben, wie unser Heiland vergab. Ich habe eine Mutter, Marco, und vier kleine Geschwister, die in Chioggia auf uns warten; willst Du ihnen den Ernährer nehmen? Und wenn Du mich je geliebt hast, so wälze nicht

diese furchtbare Schuld auf mich, zerstöre mein Leben nicht, Marco, gib mir den Vater zurück."

Sie war auf die Kniee gesunken und sah flehend und doch hoffnungsvoll zu ihm empor.

„Mädchen!" brachte er endlich hervor, „wie gerne thäte ich, was Du willst, aber — Kind — selbst ein Doge weckt Todte nicht mehr auf."

Er wagte nicht, sie anzusehen nach diesem furchtbaren Wort.

Auch gab sie keinen Laut von sich.

„Ich bin nicht schuld", fuhr er mühsam fort, „ich schwöre Dir's, ich wusste von nichts. Ich lag im Fieber, meine erste Frage war Dein Vater, aber die übereifrigen Höflinge hatten ihn bereits gemordet. Mein Herzblut gäb ich, wäre es ungeschehen."

Giannina war aufgesprungen und hielt die Hände an die Schläfen gepresst.

„Und der Himmel hatte doch verziehen!" schrie sie plötzlich, „warum muss er mich denn so grausam strafen. Mein Vater, meine Liebe, mein Leben, alles, alles!"

Sie taumelte zurück, drückte den Kopf an den Mast und blieb einige Augenblicke regungslos. Dann wandte sie ihm rasch ihr Gesicht wieder zu, es war marmorweiß aber thränenlos, seltsam entschlossen.

„Haben sie ihn hinabgestürzt von der Seufzerbrücke?" fragte sie, „liegt er jetzt im Canal?"

„Ja", nickte Marco bitter, „die Vielgetreuen fürchteten die Empörung des Volkes über die Grausamkeit seines Tyrannen. — Kannst Du mir je vergeben, Giannina?"

Dabei versuchte er, ihre Hände zu ergreifen und sie an sich zu ziehen. Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Dir vergeben, was meine Schuld und meine Seligkeit war? Wie kannst Du nur so reden? Ich kann es auch nicht bereuen

— trotz allem Schrecklichen und thäte es jeden Augenblick noch einmal. Ich hab es ja doch besessen — das ganze namenlose Glück, wenn ich auch an der Schuld zugrunde gehe."

„Es war unser Schicksal", versuchte der Doge zu trösten, „es kam über uns, ohne unser Zuthun."

„Ich weiß nicht, was Du meinst", erwiderte sie, „ich weiß nur, dass ich Dich liebte und dem Vater log, — das war mein Verbrechen, und doch — ich konnte nicht anders."

Er zog sie in seine Arme und streichelte ihr Haar.

„Sag, was ich für Dich thun kann, Du sollst in meiner Nähe bleiben, vielleicht lernst Du das Furchtbare vergessen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Mich siehst Du nie mehr wieder. Ich will den Todten nicht mehr beleidigen durch einen Gedanken an Dich, und anders leben kann ich nicht. Aber für die Mutter und die Geschwister sollst Du sorgen."

„Das verspreche ich Dir feierlich, aber was willst Du thun?"

Sie sah ihn mit aufleuchtenden Augen an und warf sich dann an seine Brust.

„Ich will Dir nur noch einmal sagen, wie heiß ich Dich geliebt. Ich gab Dir alles: Ehre, Leben, — und Du gabst mir ein Glück dafür, so traumhaft groß, dass es das alles aufwog. Wenn ich Dir auch nur eine Stunde war, Du warst mir ein ganzes Leben. Ich habe alles Glück auf einmal in einer einzigen Nacht gekostet. Jetzt ist es zu Ende. Aber Deine Liebe habe ich besessen, und Deinen Brautring nehme ich mit mir."

Sie hielten sich einige Augenblicke lang umschlungen, dann machte Giannina sich mit einem Rucke los.

„Verlass mich jetzt", sagte sie fest, „leb' wohl."

„Wo willst Du hin?" rief er bestürzt.

„Heim", entgegnete sie mit umflorter Stimme und einem seltsamen Blick.

„Nach Chioggia?"

Sie gab keine Antwort und wies nur mit einer heftigen Handbewegung zum Meer hinaus.

„Geh fort", bat sie noch einmal.

„Ich sehe Dich noch, ich fahre morgen nach Chioggia zu den Deinen", rief Marco. „Leb wohl bis dahin."

Er reichte ihr noch einmal die Hand und wandte sich zu gehen. Er dachte, sie habe sich vor ihm mit fast übernatürlicher Gewalt beherrscht und brauche Zeit, sich auszuweinen; doch wandte er sich nochmals nach ihr um.

Sie stand unbeweglich mit verschränkten Armen an den Mast des Bootes gelehnt und schaute ihm nach.

Als er auf der Höhe der nächsten Brücke stand, winkte sie ihm mit der Hand noch einen Abschiedsgruß zu. Dann verschwand er vor ihren Blicken.

Aus seinem Boote kam der alte Andrea hervor; er hatte die Unglücksbotschaft auch vernommen und helle Thränen rannen in seinen grauen Bart. Doch er kam, um Giannina zu trösten.

„Der Herr prüft Dich hart, Kind", sprach er, „geh' in die Kirche und bitte den Heiland, Dir die Gnade zu verleihen, Dein Leid mit Fassung zu tragen."

Mit einem zornfunkelnden Blick schaute Giannina den Alten an.

„Ich hab genug gebetet und geweint — Tage und Nächte lang — und nichts hat es geholfen. Gar nichts. Nun gut, ich will keine Gnade."

Erschrocken blickte der Fischer auf.

„Kind, was sind das für Worte? Besser wäre es, Du giengest in Dich und büßtest Deine Schuld."

„Schuld?“ rief sie aufgebracht, „ist das Schuld, was ich aus vollem, seligem Herzen gethan? Ich kann nicht leben in Reue und Buße, ich kann nicht. Und wenn Gott nur ein zerknirschtes Herz will, dann mag er mich verwerfen. Ich will sehen, ob er so grausam ist, wie Ihr ihn darstellt.“

Sie begann das Boot zur Abfahrt bereit zu machen.

„Du willst doch jetzt nicht allein nach Chioggia?“ sagte der Alte, „kein Lüftchen regt sich, man muss rudern, das wird eine endlose Fahrt.“

„Das wird es“, entgegnete sie finster, „lass mich, ich finde meinen Weg.“

Kopfschüttelnd gieng Andrea davon.

Während das Mädchen in fieberhafter Hast das Boot rüstete, kam ihr ein kleines Lied in den Sinn, das sie einmal gehört und damals nicht voll begriffen hatte. Jetzt verstand sie es wohl:

Da wühlt Ihr Menschen arm und klein
Tief in der Erde Schoß
Und glaubt, die Herr'n der Welt zu sein —
Das Meer allein ist groß!
Ein jeder krümmt den Nacken tief;
Wie vornehm er auch sei,
Er fühlt den Höhern über sich —
Das Meer allein ist frei!
Ihr stoßt den Elenden hinweg,
Der kreuzet Euren Lauf,
Es nimmt auf seinem Leidensweg
Das Meer allein ihn auf.

Nun war sie fertig, stieß mit kräftigem Ruck das Boot vom Ufer ab und senkte die Ruder ins Wasser.

„Addio, Marco!“ rief sie noch einmal, „fahr wohl, Du schöne Welt!“

Dann ruderte sie mit mächtigen Stößen hinaus, wo in dem fernen grauen Regen Meer und Himmel ineinander flossen.

* * *

Am andern Morgen schickte Marco sich an, dem Mädchen nach Chioggia zu folgen. Ein prächtiges Schiff mit zahlreichen Ruderern wartete seiner, aber er wollte sich erst überzeugen, ob Giannina wirklich fort sei.

Als er die Piazzetta betrat, bemerkte er Gruppen von Leuten, welche aufgeregt sprachen und gesticulierten. Er gieng zu ein paar Fischern, welche sich besonders lebhaft geberdeten.

„Ist sie nicht vielleicht verunglückt?“ hörte er den einen sagen.

„Nein, nein, es ist ganz unmöglich“, rief ein anderer, „das Wasser war die ganze Nacht so glatt wie ein Tisch, das Boot war auch nicht umgekippt und die Ruder fein säuberlich hineingelegt. Es war zweifellos ein Selbstmord.“

„Schrecklich! Ein so junges Ding; wer hat sie gefunden?“

„Ein anderes Chioggiaboot hat heute morgens die Leiche gebracht und auch das Boot eingefangen. Sie liegt beim Padre Andrea.“

Dem Dogen war es bei diesen Worten gewesen, als stände ihm das Herz still.

„Von wem sprecht Ihr?“ fragte er athemlos.

Der Mann sah ihn verwundert an.

„Von der kleinen Mattei, Duca.“

Marco hörte nichts mehr und rannte vorwärts. Wie er die Riva hinab zum Boote Andreas gekommen, wusste er selbst nicht. Aber da saß der alte Mann und neben ihm lag etwas Verhülltes auf dem Boden.

Marco riß die Hülle weg und taumelte zurück. War er denn mit Blindheit geschlagen gewesen?

Die blasse Todte dort auf dem schlammigen Boden des Schiffes glich Zug für Zug dem Bilde, das er vor der Vermählungsfeier im Traume gesehen hatte. Das war dasselbe marmorweiße Gesicht, derselbe sehnende Ausdruck des Mundes. Das nasse Gewand hieng schlaff um die zarte Gestalt und aus den Haaren rieselten die Tropfen. An der weißen starren Hand blitzte der Ring mit dem Saphir.

Lautlos kniete Marco neben ihr nieder, und als er die blassen Lippen küsste, durchschauerte ihn dasselbe Gefühl wie damals im Traume. Es war ihm dabei, als ob er abermals träume. — — —

Er ließ die Leiche in den Palast bringen. Man verweigerte der Selbstmörderin das kirchliche Begräbnis.

„Umso besser", dachte Marco, „man soll sie nicht in die engen Mauern des Campo santo sperren. Das Meer hat sie mir gesandt, dem Meere hat sie sich anvertraut, dem freien Meere will ich sie wieder geben."

* * *

Strahlend schien die Sonne auf den Giudecca-Canal und wieder schoss die Prachtgaleere durch die schimmernden Fluten. Aber diesmal war sie mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und von dem Wimpel wehten Trauerflaggen.

Auf dem Verdeck, auf kostbare Teppiche gebettet, lag die Gestalt aus des jungen Dogen Hochzeitstraum.

Sie trug ein meergrünes Gewand, einen Perlenschmuck im Haar und Korallenspangen am Gürtel und an den Armen. Das lange Haar wogte schwer über das Kissen und das Gesicht. Das Wasser sprühte helle Perlen über die schlafende Meerbraut.

Neben ihr saß Marco und wandte keinen Blick von ihrem Antlitz.

Vor wenig Wochen war er hier gefahren, so reich an stolzen Hoffnungen.

Zwei Todte, das war alles, was er bis jetzt erreicht hatte.

Indem er auf die Fluten horchte, glaubte er ihr Rauschen zu verstehen:

„Das Meer ist keine Buhle, ist eine strenge Herrin. Menschlich liebend ist es Dir genaht; Du hast seine Botin vernichtet. Nun ist er ausgeträumt Dein Traum von Jugend und Liebe. Dein Leben heißt Arbeit und Entsagung."

Da drückte Marco das Gesicht in die weichen, kühlen Falten ihres Kleides und flüsterte:

„Giannina! Dein Opfer ist nicht umsonst gebracht."

Vorwärts schoss das Boot und ließ den dünnen Streif des Lido hinter sich. Der salzige Meerwind legte sich breit in die Segel und mit mächtigem Rauschen empfieng die offene See das schmale Boot.

Da ließ Marco halten.

Mit eigenen Händen gab er die Geliebte der blauen Tiefe zurück.

Noch einmal sah er das weiße Gesicht auftauchen, wie ein Najadenköpfchen, dann nahm eine Welle sie auf und trug sie mit sich ins endlose Blau . . . .

Der Doge aber, der einsam in sein schimmerndes Haus zurückkehrte, war ein gereifter Mann geworden. Sein Reich und sein Meer sind seine einzige Liebe geblieben. Viel hat er Venedig geleistet und nichts für sich gewünscht, als eine stille Feierstunde in der Gondel, wo die Wellen von Giannina sprachen und von unbegrenzten Ewigkeiten.

R&D - 6113 € 160,-
9/11/17

OBV Ø (3/19)
WStLB Ø (3/19)